

Erstes Kapitel **Der Morgen**

Die Nacht verdunkelt noch die Welt. Doch schon bald wird der Tag das Licht und die Wärme zurückbringen. In der Finsternis möchte ich meine düsteren Erinnerungen zurücklassen. Das Geschehen, welches mein Leben so verändert hat, ist noch frisch in meinem Geist und zugleich erscheint es mir unwirklich. Fast kommt es mir vor, als liege das alles schon ewige Zeit zurück. Es ist so, als erwacht man am Morgen und kann sich kaum an die den Schlaf begleitenden Träume erinnern.

Das Hell des sich ankündigenden Tages verdrängt langsam die Dunkelheit. Die ersten Vögel erwachen und begrüßen mit einem fröhlichen Zwitschern den Morgen. Ich fühle mich unter der bis zum Kinn hochgezogenen Bettdecke warm und geborgen. Das leichte Rascheln neben mir strahlt das freudige Gefühl der Geborgenheit aus. Leicht öffne ich die Augen, um ein friedlich ruhendes Gesicht zu beobachten. Unschuldig träumend atmet meine Liebste leicht und gleichmäßig. Die Liebe lässt alles Böse vergessen. Es ist zu schön und ich fühle mich zu wohl, um diesen Augenblick nicht auskosten zu wollen. An das Aufstehen will ich daher noch nicht denken.

Doch die Vergangenheit soll mich in meinen Träumen nicht wieder einholen. Ich wehre mich gegen ein erneutes Einschlafen. Vielmehr lausche ich weiter den Boten des beginnenden Tages, so wie ich in die Zukunft hoffnungsvoll hineinträume.

Die Zukunft soll den Rest meines Lebens bestimmen. Das sollte bei allen Menschen so sein. Doch auf meine Person bezogen, bin ich mir da unsicher.

Die Zukunft bezeichnet die Ereignisse, die noch kommen werden. Auf mich warten sicherlich noch eine Vielzahl davon. Doch die Vergangenheit hat mir aufgezeigt, dass diese künftigen Geschehnisse sich in jeder Zeit vollziehen können, auch in längst vergangenen Zeiten. Die Gegenwart ist für mich daher die Zeit, die mich momentan umgibt. In dieser von mir wahrgenommenen Gegenwart vollziehen sich die Veränderungen, die ich beeinflusse.

Diese Überlegungen verwirren mich vollkommen. Sie bereiten mir heftige Kopfschmerzen. Mein Kopf in meine Hände legend, schließe ich die Augen.

Kaum jemand kennt meinen Lebensweg. Würde ich ihn erzählen, müsste ich auf Unglauben und sogar Hohn vorbereitet sein. Wie sollte man auch für etwas Verständnis aufbringen, welches außerhalb der Vorstellungskraft und dem Gelernten liegt. Für alle Menschen ist die Abfolge von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein fest gefügtes starres System der Aufeinanderfolge von Veränderungen. Ich begreife die Zeit jedoch nur als Abfolge der Erlebnisse eines Menschen. Ein Erlebnis folgt auf das nächste und lässt damit die Zeit verstreichen. Doch was ist, wenn die Erlebnisse dieses Menschen aus der Zeitlinie der anderen Menschen ausbrechen? Für diesen Menschen offenbart sich ein System, das alle Schulweisheiten in Frage stellt. Alle andere Personen nehmen diesen Ausbruch nicht wahr. Die Zeit hängt damit stets vom Standpunkt des Beobachters und des in ihr Agierenden ab.

Ich habe nicht die Absicht, mich der Diskussion zu dieser Thematik öffentlich zu stellen. Mir fehlt auch die wissenschaftliche Bildung, um einer akademischen Argumentation standhalten zu können. Ich kann und will meine Erlebnisse nicht wissenschaftlich deuten und erklären.

Doch ich weiß, was ich erlebt habe. Dennoch bleibt ein winziger Zweifel bestehen, so irritierend wie ein Körnchen Sand im Augenwinkel. Nur meinem Tagebuch vertraue ich daher meine tief verborgenen Gedanken an. Es ist verschwiegen und zu keinem Widerspruch fähig. Das Schreiben in mein Tagebuch gibt mir die Ruhe zurück, die ich so nötig brauche.

Ich verbanne meine Grübeleien.

Das Rauschen, der durch den Wind gestreichelten Blätter und das Treiben der Vögel sollen mich ablenken. Die Blätter der Bäume, die sich in Braun- und Rottöne verwandelt haben, fallen kreisend zu Boden und weisen auf den nahenden Winter und damit auf ein neues Jahr hin. Ich sehne mich nach einem Jahr des Glücks. Es soll nicht von der unruhigen Suche nach dem Verständnis des Geschehenen bestimmt sein. Nicht der Kampf soll mein Leben fortan bestimmen, sondern die Ruhe und das Genießen des Schönen. Ich möchte, dass die Frau, die ich über alles liebe, stets bei mir ist und zu mir hält. Ich werde sie festhalten und niemals wieder preisgeben. Der Verlust würde mich zerstören. Die Vorstellung, nochmals um sie kämpfen zu müssen, jagt mir Angst ein, weil ich nicht weiß, ob ich noch einmal die Kraft dazu aufbringen würde, die damit verbundenen Schmerzen zu ertragen. Die Kräfte des Bösen

sind übermächtig und nähren sich von der Liebe, die sie zu zerstören trachten.

Durch das geöffnete Fenster bahnt sich die Sonnenscheibe ihren Weg dem Tag entgegen. Der Sonnengott hat seine Verjüngung in der Unterwelt abgeschlossen. Den Menschen ist solch ein Glück nicht beschert. Das Altern kann von keinem vermieden werden. Die Zeit lässt sich nicht begreifen und leiten.

Vorsichtig bewege ich mich aus dem Bett. Bevor ich die Schlafende zudecke, nehme ich noch einmal ihren Anblick auf. Ihr schulterlanges braunes Haar verdeckt ihre Stirn, die ich so gerne küsse, wenn sie mich umarmt und mit ihrem zauberhaften Lächeln anstrahlt. Die geschlossenen Augenlider lassen keinen Blick auf ihre haselnussbraunen Augen zu. Bei intensiven Gefühlsregungen, seien sie aus Leidenschaft oder Leid hervorgerufen, glitzern sie in der Sonne. Ihre zarten Lippen umspielt ein kleines Lächeln, das nur eines bedeuten kann: Sie ist glücklich. Und dieses Glück teile ich mit ihr. Ich möchte dieses Bild für die Ewigkeit festhalten. Nur mit Mühe kann ich mein Verlangen, sie zu küssen, unterdrücken.

Kaum, dass ich mich von ihr abwende, durchzieht mich wie ein Blitz am nächtlichen Gewitterhimmel ein grässlicher Gedanke, sie wieder verlieren zu müssen. Ein eiskalter Windhauch umweht meine Füße. Mein Herz pocht so heftig, dass ich das Pulsieren im Kopf spüre. Woher kommt dieses plötzliche Angstgefühl? Ist es eine dieser Vorahnungen, die mich immer dann heimsuchen, wenn eine Gefahr droht? Eine Schweißperle rinnt von meiner Stirn die Wange hinunter. Ich halte einen Augenblick mit meinen Bewegungen inne. Doch es geschieht nichts. Ihr Atem geht weiterhin gleichmäßig ruhig. Auch ich zwingen mich zu beruhigen.

Nur ein tiefer Atemzug von ihr und mein schleichendes Auftreten, auf den an den nackten Füßen kribbelnden Teppich ist zu vernehmen. Die kühlen Marmorplatten im Flur beenden abrupt dieses Kribbeln. So schnell wie die düsteren Gedanken gekommen sind, verschwinden sie auch schon wieder. Die Kälte des Fußbodens lässt mich ins Bad eilen.

Noch etwas verschlafen und gähmend schaue ich in den Spiegel und erblicke dort, wie jeden Morgen, ein Gesicht, das mir meine Jugend bewusst macht. Noch viel Zeit bleibt mir, um das Schöne der Welt in vollen Zügen zu genießen. Die Spuren der Erlebnisse der vergangenen Jahren sind gänzlich verwischt.

Seichte Wellen verzerren mein Spiegelbild. Der Geruch des lebensspendenden Flusses zieht in meine Nase. Mit zusammengekniffenen Augen verjage ich diese Tagträume.

Ich öffne das Fenster und ziehe mit tiefen Zügen die vom Regen der Nacht erfrischte Luft ein. Im Garten wiegen sich die Zweige des Eichenbaumes im Wind. Eine Katze mit seidig schwarzen Fell und weißen Pfoten läuft auf den stets gleichen, nicht sichtbaren von ihr festgelegten Pfaden über die Wiese, die direkt zu einer Bank führen. Darauf macht sie sich genüsslich lang. Es ist auch mein Lieblingsplatz, auf dem ich gerne sitze, wenn ich mich von jeder Verpflichtung freimache und einfach nur den Augenblick genießen möchte.

So verharre ich einige Minuten und genieße den ländlichen Charakter meiner neuen Wohnstätte, fern vom Lärm der Großstadt, mit ihrem Trubel und Gestank der modernen Zivilisation. Hier sind keine aufheulenden Automotoren und kein hektisches Hupen, mit dem die Nervosität und Aggressivität frei gelassen wird, zu vernehmen. Hier herrschen die Bäume mit ihrer Höhe über die zwischen ihnen eingebetteten Wohnhäuser.

Ganz anders ist es in der Stadt. Ich muss an meine Arbeit denken. Von meinem Büro im Hochhaus aus, kann ich auf viele Dächer schauen. Vereinzeltes Grün versucht hoffnungslos sich zu entfalten. Doch Kräne künden davon, dass eine Lücke, die sich bisher noch mit Erfolg wehren konnte, durch Glas und Beton getilgt wird. Grün wird eine immer seltenere Farbe, die ich sehen kann. Die Natur hat in der Stadt schon lange den Kampf gegen Stein und Beton verloren. Nur selten reizt mich daher ein Blick nach draußen.

Doch die Stadt hat etwas zu bieten, was mir auf dem Land verwehrt bleibt. Es gibt Museen. Ich bin von ihnen fasziniert. Immer wieder zieht es mich dort hin. Diese Faszination ist eines Tages dem Museumsleiter des Ägyptischen Museums nicht verborgen geblieben. Er sprach mich an. Unser Gespräch wurde die Basis einer Freundschaft.

Irgend wann, hat er mich in seine Arbeit einbezogen. Immer öfter verbringe ich meine Freizeit mit ihm. Wir studieren alte Schriften und Artefakte. Meine Kenntnisse und Hypothesen des alltäglichen Lebens im alten Ägypten werden gerne zu Rate gezogen, oft aber auch belächelt, weil ich keine Beweise für meine Vorstellungen darlegen kann.

Momentan wird meine Aufmerksamkeit durch eine Vielzahl seltsamer Papyrusrollen gefesselt. Nach langem Kombinieren und Rätseln breitet

sich vor mir eine Lebensgeschichte eines Mannes aus, der ein mystisches Dasein geführt haben muss. Über Jahrhunderte lebte er in vollkommener Abgeschlossenheit. Die Spuren seines Handelns haben sich darin verloren. Nur zu bestimmten Zeitpunkten griff er in die Geschichte ein, um verheerende Bedrohungen in Ägypten abzuwenden. Für die meisten Menschen blieb seine Existenz unbekannt. Doch eine Person kannte sein Leben und schrieb es nieder, bevor wieder die Dunkelheit das Geschehen verdeckte.

Handelt es sich hierbei um eine bisher unbekannte Gottheit? Das wäre eine Sensation, die mir einen kleinen Platz in der Reihe der großen Entdecker ägyptischer Geheimnisse einräumen würde. Doch warum wird er in keinem Tempel und in sonst keinen weiteren schriftlichen Überlieferungen erwähnt? Ist alles nur dem Geist eines Märchenerzählers entsprungen und wird hier nur einem geliebten Menschen göttliche Kraft zugesprochen? Durch die Überlieferungen von Erzählungen von einer Generation zur anderen können ansonst natürlich zu erklärende Taten zu Sagen werden.

Nur langsam komme ich bei der Übersetzung der Schriftrollen voran. Anfangs geben die Schriftzeichen keine Zusammenhänge preis. Viele Schriftzeichen sind zudem verwittert. Da war ich schon drauf und dran die Rollen wieder zurück in ihre Truhe zu legen und mich erfolgsversprechenderen Zielen zu widmen. Aber die Sache hat mich zunehmend gefesselt.

Wie die tausend Einzelteile eines Puzzles am Anfang noch keine Vorstellung der Wirkung des Gesamtbildes zulassen, so ergeht es mir mit den Schriftrollen. Doch Geduld und Fantasie bringen mich Stück für Stück dem Gesamtverständnis näher. Seit ich die ersten Kapitel übersetzt habe, geht es fortan mit großen Schritten voran. Nur an manchen Stellen werden Hieroglyphen verwendet, deren Bedeutung mir verschlossen bleibt.

Meine Gedanken werden unterbrochen. Ein Hundegebell lenkt mich ab. Erst will ich das Fenster schließen. Doch das Tier hat sich wieder beruhigt. So lasse ich das Fenster geöffnet, um die Ruhe und Schönheit meines Gartens bei einem Bad in mir weiter aufnehmen zu können.

Mir gehen die Schriften nicht mehr aus dem Kopf. Ein Großteil meiner Übersetzungen werden vom Professor akzeptiert. An den Stellen, wo Teile der Aufzeichnungen fehlen oder zur Unkenntlichkeit zerstört sind, gehen meine Übersetzungen jedoch weiter. Die Tinte fließt dabei aus

meinem Füllhalter so fließend, als ob ich wüsste, was unwiderruflich verloren gegangen ist. Dafür ernte ich nur Argwohn. Einmal erhielt ich sogar schon die Drohung, das mir meine Studien untersagt werden, wenn ich meine nicht belegbaren Vermutungen nicht zügeln kann.

Das Plätschern, des in die Wanne einlaufenden Wassers, lässt mich leicht schwindeln. Auf den Stufen zur Wanne will ich mir das Badehandtuch zurecht legen. Ohne darüber nachzudenken drücke ich es vorher an mein Gesicht. Es duftet nach dem Parfüm der Frau, die sich immer noch wohligh im Bett rekelt.

In dem Moment, wo ich meinen Körper in das Wasser eintauchen lasse, wird das Fenster von einem Windstoß zugeschlagen. Mir ist es egal. Jetzt stehe ich nicht noch einmal auf. Dadurch bildet der aufsteigende heiße Wasserdampf langsam eine Nebelwand. Sie beginnt die Gegenwart in Zeitlupe zu verschlingen. Lang ausgestreckt spüre ich das heiße Wasser gemächlich am Körper steigen. Die Muster der Wandfliesen beginnen zu tanzen und sich in neue Formen zu wandeln. Regelmäßige Formen verändern sich zu Bildern. Ich erblicke in den veränderten Mustern Hathor, die Göttin der Musik, des Tanzes, des Lachens, des Trunks und der Liebe. Sie reist in der Gestalt einer Wildkatze nach Nubien, um vollkommene Zerstörung zu bringen. Der Gott Thot lockt sie in der Gestalt eines Pavians mit seinen Schmeicheleien zurück nach Ägypten. Thots Kraft will auch mich dorthin zurücklocken, doch ich wehre mich und reiße mich von diesen Traumbildern los.

Ich versuche mich auf andere Gedanken zu konzentrieren, doch das entspannende Aufsehen zur blauen Zimmerdecke und die mich wieder überkommende Müdigkeit lässt mich endgültig in Träume versinken, Träume, die mich in eine Welt längst vergangener Zeiten zurückbringen. Meine Gegenwehr ist gebrochen. Kemet, das lange enge Niltal, welches wir als Ägypten, das „Schwarze Land“ kennen, zieht mich in seinen Bann, schlafend und nicht wissend, dass ich in ein neues, unbekanntes Leben geschleudert werde. Ein Leben, dass, wenn ich es recht bedenke, ich noch jetzt, noch heute führe, wenn es sich auch in seinen äußeren Umständen gewandelt hat, wie es ja das Leben ständig macht.

Zweites Kapitel **Neferits Augen**

Am azurblauen Himmelszelt bewegt sich ein schwarzer Punkt, der größer wird und gemächlich näher kommt. Mit dem Auflösen der Nebelwand wird das Schwarz deutlicher. Die Sonne blendet mich. Mit zusammengekniffenen Augen beobachte ich neugierig den Punkt. Allmählich zeichnen sich Konturen ab. In das Schwarz mischt sich ein leuchtendes Weiß, und die Umrisse formieren sich zu einem Vogel, der auf mich zufliegt und sich dann sanft wie eine niederschwebende Feder neben mich niederlässt. Das Aussehen des Vogels erinnert mich an einen Storch. Jedoch weist dieser Vogel einen sichelförmigen, nach unten gekrümmten Schnabel auf. Gerade, da er auf meinen Körper hüpfte, will es mir scheinen, als wäre dieser Vogel mir sehr wohl bekannt. Von einem Bein auf das andere springend, trommelt er mit seinen Füßen auf meinen Bauch. Er breitet seine Flügel aus, so dass ich durch den dadurch entstehenden Schatten nicht mehr unmittelbar in die Sonne schauen muss. Meine Gesichtszüge entspannen sich. Unvorbereitet setzt in meinem Kopf Schmerz ein, als würden Hämmer gegen den Schädel schlagen, erst kaum spürbar, dann mit kräftigem Pochen. Im Rhythmus des Pulses nimmt der hämmernde Schmerz zu und lässt mich, bevor ich weiter über den mich verwundert anstarrenden Vogel nachdenken kann, in Ohnmacht fallen. Es erscheinen mir Bilder aus Legenden längst vergangener Zeiten.

Die Sonne brennt erbarmungslos auf mein Gesicht. Meine Haut beginnt zu glühen. In dem Moment, als es unerträglich wird, bringt ein leichter Windhauch kurz erfrischende Kühlung. Im gleichmäßigen Takt schneiden die Ruder den Fluss, ragen heraus und lassen das Wasser heruntertropfen. Bevor der Wasserschwall versiegt, treten die Ruderblätter wieder ins Nass ein. Der sich immer wiederholende Vorgang und das leichte Hin- und Herschwanken des Bootes strahlen eine hypnotisch, beruhigende Wirkung aus. Ich lausche entspannt dem Flattern der Segel, dem Knarren des Holzes und dem leisen Glucksen, sobald die Ruder eintauchen.

Wir lassen endloses Grün hinter uns. Wir, das sind mein treuer Diener Merib und ich. Das Tal verengt sich auf beiden Seiten des Flusses.

Jenseits von ihm entdecke ich die dürre Wildnis der Wüste, die teilweise bis zum Ufer reicht, manchmal jedoch nur in der Ferne zu sehen ist.

Die Zeit der jährlichen Überschwemmung des Iterw geht zu Ende. Das Boot bewegt sich gegen die ruhige Strömung stromaufwärts. Wellen klopfen sacht an die Planken. Die Fahrt wird durch ein Segel aus Leinentuch unterstützt, das sich im flauen Wind kaum aufbläht.

In der Nähe von Dörfern werden dem Wüstensand kleine Ackerlandparzellen abgerungen. Der Fluss hat sich von den Ackerflächen schon weitestgehend zurückgezogen. In den Bewässerungskanälen steht das Wasser. Es kräuselt sich kühl zwischen dicht stehenden Bäumen und blitzt zwischen hohen Papyrusdickichten, deren zarte Wedel sich in der lauen Brise wiegen.

Flusspferde stürzen ihre massigen Leiber in die Fluten, bis nur noch ihre Nüstern und Augen zu sehen sind. Weiße Kraniche stolzieren im seichten Wasser. Kleine Boote fahren hin und her. Vögel zwitschern über ihnen.

Kaum lassen wir ein Dorf hinter uns, folgt nach einem schmalen Grün aus Binsen und vereinzelt rosa leuchtenden Lotusblumen die ewige Wüste. Das Land Kemet zeichnet sich durch eine Üppigkeit des Lebens an den Ufern aus, ganz im Gegenteil zum angrenzenden Süden, dem verdorrten, unfruchtbaren Wawat.

Ein frischer Nordost schiebt das Boot lautlos an der Küste vorbei, einer flachen Küste, die weite Blicke ins Land gewährt. In der Ferne ist das Himmelsblau durch schroff aufragende Felsen, die bis in den Himmel ragen, unterbrochen. Nichts stört die Ruhe des Tages.

"Leben, Gesundheit und Wohlergehen, Herr, du solltest dich nicht länger der Sonne aussetzen." Merib hat einen Sonnenschirm mitgebracht. „Dein Vater hat mir höchstpersönlich aufgetragen, darauf zu achten, dass du dich nicht ohne einen Schutz nach draußen begibst. Ich habe dir daher ein Ruhelager am Heck des Schiffes hergerichtet."

Meinen Blick von der Wüste abwendend, setze ich meinen ziellosen Gedanken ein Ende. Merib weist mit leicht gebeugter Haltung auf ein mit Kissen gepolstertes Lager, das durch ein Tuch von der Sonne geschützt wird. Ein daneben stehender Wasserkrug lockt zu einer Erfrischung. Ich schaue zu dem dahinter postierten Steuermann. Er hält seinen Blick unentwegt auf den Fluss gerichtet und manövriert uns vorsichtig durch den regen Bootsverkehr und die Untiefen hindurch.

Dabei hält er sich an dem Pfosten fest, an dem eines der beiden Steuerruder befestigt ist, mit dem das Schiff auf Kurs gehalten wird.

„Ja, du hast Recht. Ich danke dir.“ Ich wende mich schon von meinem Diener ab, um mich zu der Ruhestätte zu begeben, als ich Merib noch einen Wunsch hinterrufe. „Bringe mir auch einige Speisen.“

Seine zustimmende Erwiderung höre ich kaum noch, weil er bereits unter Deck verschwunden ist. Ich lege mich flach auf dem Boden des Bootes. Die Arme verschränke ich unter dem Nacken und blinzle hinauf in das Blau des Himmels, an dem sich vereinzelt dicke weiße Wolkenberge türmen. Ich überlasse mich dem leichten Schaukeln des Bootes. An nichts Besonderes denkend, träume ich vor mich hin und genieße den Frieden.

Plötzlich richte ich mich erschreckt auf. Vom Bug des Schiffes schallt es mit tiefer und rauer Stimme. Der Steuermann schlägt hektisch die Arme über den Kopf zusammen und schreit: „Dort, seht nur! Ein Wüstensturm.. Er bewegt sich direkt auf uns zu.“

Mein Blick richtet sich wie gebannt in die Richtung, aus welcher das nahende Unheil droht. Nach einer kleinen Weile fühle ich einen schnell an Kraft gewinnenden Luftzug und höre das Rauschen und Knattern des sich füllenden Großsegels. Das Schiff nimmt an Fahrt zu und schaukelt heftig im Wind auf und ab. Die Leinen zerran an den Halterungen. Zuerst ist der Sandsturm in der Ferne nur als Nebel zu erkennen. Schnell nimmt er an Größe zu und vermischt sich mit einem ohrenbetäubenden Sausen. Eine Wand aus Staub erhebt sich und rast unaufhaltsam auf uns zu. Der Wind wirbelt feinen Sand auf. Er taucht den Himmel in ein blasses Gelb und verhüllt die Sonne mit einem Schleier. In der Ferne sind Himmel und Erde nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Alles geht ineinander über.

Dann wird die goldene Sonnenscheibe gänzlich vom Staub verdunkelt. Lichtschwaden dringen durch den gelben Dunst in einen letzten, jedoch vergeblichen Versuch, dem sich zusammenbrauenden Sturm Einhalt zu gebieten. Zum Schutz kneife ich die Augen gegen den aufgewühlten Sand zusammen. Ich blicke auf den Fluss. Die eben noch spiegelglatte Wasseroberfläche beginnt sich zu kräuseln.

Der fesselnde Anblick des Sandsturmes, der zunehmend den Himmel verdunkelt, lässt die gerade noch ausgeführten Beschäftigungen der Mannschaft und der Passagiere des Schiffes einstellen. Die mit Wüstensand vermischte Luft beginnt das Atmen immer mehr zu

erschweren. Der Wind zerrt an den Kleidern. Beißender Sand fährt mir in Augen und Nase. Ich spüre den Sand zwischen den Zähnen und unter meinem Lendentuch. Schützend halte ich die Hände vor die brennenden Augen. Die Luft lässt sich nicht mehr atmen. Die Sonne ist nur noch ein blasser gelber Ball am düsteren Firmament.

Unaufhörlich steigert sich der Sturm. Eine Sandwolke erwischt mich mit voller Wucht und wirft mich um. Ich wage es nicht wieder aufzustehen. Erleichterung bringt mir eine von Merib übergeworfene Decke, unter der ich Schutz finde und wieder besser zu Atem komme. Ich kneife die schmerzenden Augen zusammen. Merib bleibt dem Ansturm hilflos ausgeliefert. Ich möchte ihn zu mir unter die Decke ziehen, doch meine Rufe erreichen ihn nicht mehr, weil er sich mit schnellen Schritten entfernt.

Das durch den Wüstensand verursachte Brennen in den Augen lässt unter der Decke nach und das Tosen des Windes wird gedämpft, so dass der schmerzende Druck auf den Ohren abnimmt. Vollkommen in die Decke gehüllt und mit geschlossenen Augen, wird meine Aufmerksamkeit auf die Kommandos des Kapitäns gelenkt, mit dem er die Geschehnisse auf dem Schiff zu lenken versucht.

Seine Rufe dürften kaum die Mannschaft erreichen. Ich schaue durch einen winzigen Spalt unter der Decke hervor. Das Chaos regiert die Handlungen der Mannschaft, so dass die Befehle unausgeführt verhallen. Meine Augen beginnen sofort wieder zu brennen, weil mir eine Flut von Sandkörnern entgegenschlägt. Ich verkrieche mich daher wieder schützend unter mein Tuch und beschließe regungslos zu verharren, bis der Sturm vorbei ist.

Immer wieder sind die Rufe des Kapitäns, der sich dicht neben mir befindet, zu vernehmen: "Rudert ans Ufer! Ihr Bastarde, hört auf zu winseln. Schneller, schneller ...".

Dann ist mit einem Mal alles still. Ich wage es erst nicht, die Augen wieder zu öffnen. Doch die Stille bleibt. Ich fasse Mut und schaue unter der mit Sand angehäuften Decke hervor. Es ist wieder hell. Der Sandsturm ist so schnell verschwunden, wie er gekommen ist. Doch in der Luft hängt immer noch eine Bedrohung, die ich spüre, dessen Ursache ich aber nicht begreife. Ein Angstschauer läuft mir über den Rücken. Panik breitet sich ungehemmt in mir aus und lässt alle vernünftigen Gedanken ersticken. Was lösen diese Gefühle aus? Ich spüre, dass gleich etwas Unabwendbares geschehen wird. Ich weiß aber

nicht, was es sein wird. Ich spüre, es liegt etwas in der Luft, eine Anspannung, die immer größer wird.

Die ruhiger ausgesprochenen Befehle des Kapitäns werden durch einen dumpfen Aufprall des Schiffes, brechendes Holz und ein durch ein Aneinanderreiben von Holz und Stein verursachtes lautes Krächzen unterbrochen. Einen Bruchteil der Zeit steht die Welt und mein Geist still. Das Boot neigt sich zur Seite. Die Dramatik findet in einem entsetzlichen Schreien vieler Menschen sein Ende. Aus allen Kehlen schafft sich gleichzeitig die Angst freien Lauf. In den von Panik getriebenen Handlungen, werde ich getreten und gestoßen.

Die Gefühle überwältigen mich. Ich lasse mich von den ziellosen und gegenläufigen Handlungen der Passagiere und der Mannschaft hinreißen, so wie ein führerloses Schiff den Meereswogen ausgeliefert ist.

Woher der plötzliche Schlag kommt, weiß ich nicht. Ich verliere jedoch mein Gleichgewicht und stürze kopfüber von Bord. Ein harter Aufschlag auf der Wasseroberfläche und ein tiefes Abtauchen rauben mir kurz meine Sinne. Alles dreht sich in meinem Kopf. Instinktiv schlage ich mit meinen Armen wild um mich. Angestrengt starre ich in die Höhe. Das Wasser wird heller. Mein Herz macht einen Satz bis in den Hals hinauf. Mit tiefen Zügen will ich nach Luft saugen. Doch noch habe ich die Oberfläche nicht erreicht. Wasser füllt meinen Mund.

Hustend durchbreche ich das Nass und sauge in heftigen Zügen die Luft ein. Der Sand, der Geschmack von Fisch und das verschluckte Wasser wecken meinen Selbsterhaltungstrieb wie ein Tritt. Die Erleichterung lässt mich kurz ruhiger werden. Dann wird es vor meinen Augen rot. Mit der Hand will ich den Schleier wegwischen. Blut bleibt an ihr kleben. Gleichzeitig setzt ein pochender Schmerz an meinem Kopf ein. Blut rinnt aus ihm hervor. Es dreht sich alles um mich. Ohnmacht will über mich kommen. Ich muss schnellstmöglich aus dem Wasser heraus.

Aber wo ist das Schiff? Mich auf der Stelle drehend sehe ich mit Entsetzen, wie das Boot langsam weitergleitet. Das große Segel glüht im Widerschein der staubverhüllten Feuerscheibe. Stück für Stück treibt es von mir fort bis der Bug sich hinter einer Biegung des Flusses auflöst. Mein verzweifertes Rufen verhallt ungehört. Mit dem Schiff verschwindet auch meine gewohnte Geborgenheit.

Die Strömung reißt mich mit sich, wirbelt mich herum. Ich kämpfe gegen die wieder aufkommende Panik an. Die letzten Kräfte beginnen aus meinem überanstrengten Körper zu weichen, so wie die Glut eines

erlöschenden Holzfeuers schwindet. Mit immer mehr an Kraft verlierenden Bewegungen schwimme ich in Richtung Ufer. Eine Wasserschlange schwimmt an mir vorbei. Im Stillen bete ich zu Sobek: „Lass nicht zu, dass die Ungeheuer mich fressen. Krokodilköpfiger Herr der unermesslichen Fluten, aus dessen Schweiß der Iterw entspringt, verschone mich.“

Ich versuche meine Anstrengungen zu steigern. Das gelingt mir kaum noch. Dieser letzte Willensschub ist meine .Rettung.

Mehrere bräunliche Gänse gleiten über die Wasseroberfläche dahin. Von den Bäumen am Ufer steigt Vogelgesang auf, wie auch meine Zuversicht. Vollkommen erschöpft erreiche ich festen Untergrund. Meine Finger krallen sich in den Uferschlamm.

So schnell wie das Unwetter ausbrach, so schnell war es wieder vorbei. Es hat jedoch deutliche Spuren zurückgelassen. Die Landschaft hat sich verändert. Mehrere Palmen sind eingeknickt. Unzählige Palmwedel sind am Strand verstreut. Winzige Staubpartikel hängen in der Luft und tauchen den Himmel in Gelbbrau. Die Landschaft ist mit einem bräunlich-gelben Schleier bedeckt.

Mir ist das Alleinsein fremd. Bisher standen mir immer Diener zur Seite. Erschöpft und hilflos lege ich mich im Schutz von Bäumen nieder. Hoch oben schwebt ein Falke einsam und prächtig durch sein Königreich am Himmel.

Erst unerträglich werdender Hunger und Durst lassen mich meine Tatenlosigkeit überwinden und so verlasse ich das schützende Dickicht. Überrascht und mit viel Freude stelle ich fest, dass es an reifen Feigen, saftigen Beeren und süßen Datteln nicht mangelt. Ich danke den Göttern für diese Gaben und den Erhalt meines Lebens.

Das reichliche Angebot der Natur genießend, warte ich auf die Rückkehr des Schiffes. Man muss meinen Verlust festgestellt haben. Merib, mein treuer Diener, wird alles unternehmen, um nach mir suchen zu lassen. Oder ist das Schiff nach seinem Aufprall untergegangen und die Mannschaft und die Mitreisenden, sind mit sich selbst so sehr beschäftigt, dass sie keine Gedanken für mich aufbringen?

Mein Grübeln beende ich, da mich plötzlich eine merkwürdig, lautlose Stille umgibt. Kein Wind weht. Kein Tierlaut ist zu hören. Selbst die Vögel verstummen.

Durch krachende, umstürzende Bäume wird die Ruhe jäh beendet. Mein gerade erst gewonnenes Gefühl der Erleichterung, dass ich keiner Gefahr

mehr ausgesetzt bin, wandelt sich in ein Gefühl der Angst. Ein gewaltiges Geschöpf mit einer Länge von schätzungsweise zehn Mannesgrößen nähert sich mir. Das Ungeheuer hat einen goldfarbenen, schuppenartigen Körper. Die Augen haben eine smaragdgrüne Farbe. Sie funkeln mich böse an. Dazu schnellt die Zunge aus dem weit aufgerissenen Maul heraus. Ich halte mir die Ohren mit den Händen zu, weil das Zischen des Wesens unerträglich wird.

Aus welchem Fantasiereich entspringt dieses Ungeheuer? Mit der Realität kann das Wesen nichts zu tun haben. Da ich wie versteinert stehen bleibe, nehme ich weitere Einzelheiten des Wesens wahr. Es trägt einen Kultbart mit der stattlichen Länge von einem Meter. Das wäre eine vernünftige Erklärung. Es muss sich um ein göttliches Geschöpf handeln. Ich habe aber noch nie von einem Gott gehört, der sich als Schlange in derartiger Größe offenbart.

Der Schlangengott richtet sich auf und spricht mit zischender Stimme: "Wie bist du in mein Reich eingedrungen?" Feuerspeiend droht er: „Rede, sonst verwandele ich dich in Asche. Sprich schon!" Unruhig mit dem Kopf hin und her schwingend, fordert das Untier eine Antwort von mir.

Starr vor Entsetzen bringe ich jedoch kein Wort hervor. Aufbäumend packt mich der Schlangengott und hebt mich hoch hinaus. Auf dem gleichen Weg, den das Geschöpf gekommen ist, schlängelt es sich mit lautem Getöse zu seiner Behausung zurück. Mit seinem Maul hält es mich fest gepackt. Mein heftiges Strampeln und Schlagen verändert meine missliche Lage keinen Fingerbreit.

Abrupt bleibt das Ungeheuer stehen. Es wankt. Dann geht alles sehr schnell. Es sackt auf der einen Seite zusammen, fällt zu Boden. Mehrere Meter werde ich fort geschleudert und lande hart zwischen verwittertem Holz. Sand wird aufgewirbelt und verschlingt das Riesentier Meter um Meter. Es schlägt um sich, doch der Treibsand zieht ungerührt die Schlange in sein Reich. Ein betäubendes Winseln lässt mich wieder die Hände fest an die Ohren pressen.

Das Wesen sucht nach Halt, findet jedoch keinen. Das Wimmern wird immer klagender. Trotz der mir zugefügten Gewalttätigkeiten, berührt die Hilflosigkeit der Schlange mein Herz. Die bisherige Wut über die grobe Behandlung des Wesens und meine Angst wird durch Mitleid vertrieben. Warum verspüre ich Mitleid? Soll es doch jämmerlich sterben. Wer weiß, ob es sich nach seiner Rettung bei mir dankbar zeigt.

Vielleicht ist das meine Chance, um dem Ungeheuer zu entkommen. Seit wann hilft die Beute dem Jäger?

Doch ich kann nicht tatenlos zusehen. Eine innere Stimme appelliert an mich. Es ist ein göttliches Wesen. Ein Sterblicher muss den Göttern dienen, egal was sein Verlangen ist. Nur ein Gott kann die Gesamtheit der Maat, das universelle Gleichgewicht, begreifen.

Ich bin hier, um zu helfen. Warum sollte ich sonst an diesen Ort gespült worden sein? Zu tief ist meine lebenslange Erziehung in mir verwurzelt, als das ich es wage, mich dagegen aufzulehnen. So ergreife ich einen großen Holzknüppel und werfe ihn der Schlange zu. Bei dem vermeintlich Verlorenen keimt wieder Hoffnung auf.

„Mehr, wirf mir mehr Äste zu“, zischt sie mich an. Die Schlange bietet alle Kraft auf, um einem weiteren Versinken entgegenzuwirken.

Ohne Unterbrechung werfe ich mehr Äste und Stämme dem Hilfesuchenden zu. Das Holz türmt sich rings um die Schlange, so dass sie wieder Halt finden kann. Langsam zieht sie sich aus der Sandfalle heraus, nähert sich einem Baum, umschlingt ihn und zieht sich mit einem gewaltigen Ruck aus der Gefahr. Erschöpft sinkt die Schlange zusammen.

Das Gemüt der Schlange ist wie verwandelt. Keine Bosheit, keine Aggressivität ist mehr zu spüren. Ein kurzer Dank wird mir zuteil. Mehr ist von einem Gott sicherlich auch nicht zu erwarten.

Für mich ist das Wichtigste, dass ich mir vorerst keine Sorgen machen muss. Ich bin keine Beute mehr. Momentan befürchte ich nicht mehr, als kleines Häppchen im Verdauungstrakt des Reptils zu enden.

An einem wärmenden Feuer erzähle ich der nun freundlichen Schlange mein Missgeschick. Aufmerksam hört sie mir zu.

Anschließend spricht sie eine Prophezeiung aus: „Du hast es göttlicher Macht zu verdanken, dass du hier, auf der Insel der Ka, der Lebensenergie, gelandet bist. Die Vorsehung will es, dass du vier Monde hier bleiben wirst. Danach wird ein Schiff kommen und dich retten. Mit dir wirst du eine göttliche Gabe nehmen.“ Bei jedem Wort hebt und senkt sie rhythmisch ihren Kopf.

Ich begreife die Worte des Schlangengottes nicht vollständig, aber eins wird mir ganz deutlich: Rettung wird mir prophezeit. Ich hoffe nur, dass mir diese tatsächlich zuteil wird, bevor es sich die Schlange anders überlegt und mich doch noch verschlingt.

Während meines Aufenthaltes auf der Insel, auf der es mir an nichts fehlt, erfahre ich auch die Geschichte des Schlangengottes. Einst lebten hier fünfundsiebzig Schlangen. Sie dienten Thot, dem Gott der Schreibkunst und Weisheit, und behüteten dessen Geheimnisse. Ein vom Himmel herabstürzender Stein tötete fast alle Bewohner der Insel und ließ nur eine Schlange zurück. In tiefer Trauer versunken, träumt sie seitdem von einem Leben mit den anderen Gefährten, wie in längst vergangenen, glücklichen Zeiten.

Jahr um Jahr vergingen, ohne dass sie Gesellschaft hatte. Gestrandete Räuber raubten einst den von Thot anvertrauten Schatz. Die Einsamkeit und die Gewissheit, bei der übertragenden Aufgabe gescheitert zu sein, hat den verbliebenen Schlangengott jähzornig werden lassen. Doch auch der Zorn ist nun verflogen. Zurück bleibt eine vollkommene Leere, das Gefühl der Nutzlosigkeit, welches zunehmend zur Gewissheit wird. So wartet der Schlangengott seit mehreren Menschenleben auf sein eigenes Ende. Von der Geschichte bin ich tief gerührt und fasziniert zu gleich.

Eine letzte Aufgabe will er noch erfüllen. Welche das ist, lässt er im Dunkeln. Einmal habe ich ihn danach gefragt. Als Antwort habe ich ein wütendes Zischen erhalten. Ich wage es nicht, nochmals das Thema anzusprechen.

Der Schlangengott ist mir ein vertrauter Gefährte geworden. Stunden lausche ich seinen Erzählungen aus der Götterwelt. Dann geschieht das Unausweichliche. Nach einem viermonatigen Aufenthalt auf der Insel zeigt sich tatsächlich ein Boot am Horizont. Ich habe die Ruhe auf der verzauberten Insel sehr genossen. Nun wartet wieder meine Welt auf mich.

Zum Abschied erhalte ich vom Schlangengott ein Amulett mit den Worten: "Bewahre es stets bei dir auf. Es wird dir auf deinem Lebensweg immer helfen. Übe dich in Geduld, mein Freund.". Mit dieser in Rätseln verpackten Botschaft endet eine Zeit, in der ich einen neuen Freund gewonnen habe.

Eine Träne löst sich aus einem Auge der Schlange. Sie ist in den letzten Tagen um Jahre gealtert, wohl, weil sie weiß, dass jetzt wieder die Einsamkeit ihr Leben bestimmen wird. Sie wendet sich schnell von mir ab, um ihre Gefühle verstecken zu können. Ich weiß jedoch, wie es um sie bestellt ist. Sie hat in mir einen Zuhörer gefunden, der sie nun aber wieder verlassen muss. Ich wünsche ihr, dass sie bald wieder mit ihren

Artgenossen zusammen sein kann. Mein Gefühl sagt mir, dass dieser Wunsch sehr schnell in Erfüllung gehen wird.

Ein Hahn kräht mit einer heiser klingenden Stimme und kündigt den neuen Tag an. Kindergeschrei und laute Stimmen reißen mich aus meinem Schlaf. Mit dem rückkehrenden Bewusstsein stellt sich auch wieder der pulsierende Schmerz im Kopf ein, der aber schon nicht mehr so heftig, wie vor der Ohnmacht ist. Mir fehlt jedes Zeitgefühl, so dass ich nicht weiß, wie lange es schon her ist, dass ich hier liege. Ich kann mich an die Kollision des Schiffes und an meinen Sturz ins Wasser erinnern. Ich bin an Land geschwommen. Habe ich dort den Schlangengott getroffen oder habe ich das nur geträumt? Mein Kopf schmerzt zu sehr, als dass ich mich weiter auf solche tiefgehenden Gedanken konzentrieren kann.

Beruhigende Worte dringen an mein Ohr. Sanft streift ein feuchtes Tuch über meine Stirn. Die angenehme Kühlung verdrängt den Schmerz und lassen meine Sinne zurückkehren.

„Geht es dir schon besser?“, vernehme ich von einer jungen, klaren Stimme. "Du hast sehr lange geschlafen. Wir haben uns große Sorgen gemacht. Hätte man von dir, als man dich fand, nicht hin und wieder ein leises Stöhnen vernommen, dann hätte man glauben müssen, dass du nicht mehr unter den Lebenden weilst. Deine Träume in den vergangenen Nächten müssen dich sehr erregt haben, da du oft geschrien und von einem riesigen, übermenschlich großen Tier gesprochen hast."

Ich richte meinen Blick in Richtung der Stimme.

Bernsteinfarbene Augen, die wie dunkler Honig in der Sonne glitzern, schauen mich an. Ich bin von der Schönheit des Mädchens wie verzaubert. Ich möchte mich von meinem Lager erheben, doch das Mädchen drückt mich sanft zurück. Für eine Gegenwehr fehlt mir die Kraft.

„Du solltest noch nicht aufstehen. Dafür bist du noch zu schwach.“, sagt sie beruhigend zu mir.

Unsere Blicke treffen sich. Einen kurzen Augenblick sehen wir uns in die Augen. Dann wendet sie den Blick wieder ab, und beinahe ungläubig bemerke ich eine köstliche Rötung in ihrem lieblichen Gesicht. Schwere Schritte nähern sich.

„Neferit, löchere unseren Gast nicht mit deiner ungebremsten Neugier. Bringe ihm lieber etwas kühles Wasser zur Erfrischung.“ Ein schwächlicher, aber sehniger Mann hält mit düsteren Augen das Tuch, welches die Öffnung ins Freie verdeckt, beiseite. Unmissverständlich unterstreicht er damit seine Aufforderung.

Mit einem von einem Seufzer begleiteten „Ja, Vater“ erhebt sich Neferit und eilt, den Worten ihres Vater folgend, schnell zum Brunnen, um möglichst rasch wieder zu ihrer neuen Lieblingsbeschäftigung zurückkehren zu können. Ist es Neugierde, durch einen Fremden Interessantes erfahren zu können, oder der den Frauen angeborene Drang, einem Hilflosen zu pflegen, der sie so zum Eifer treibt? Mich macht es jedenfalls stolz, eine so reizende Pflegerin zu haben. Etwas mehr Schwäche vorgaukelnd, als tatsächlich vorhanden, will ich das genüsslich auskosten.

„Ruhe dich noch etwas aus. Du bist noch sehr geschwächt. Wir sehen es jedoch mit viel Freude, dass sich dein Gesundheitszustand schon sehr verbessert hat.“ Mit diesen Worten entfernt sich Neferits Vater, der, nach seinen verschwitzten Körper und seinen von Lehm verschmierten Händen zu urteilen, nur kurz seine Arbeit unterbrochen hat.

Jetzt erst fällt mir eine Frau auf, die bereits das vierzigste Lebensjahr überschritten haben muss und deren schwere Arbeit, sie schnell altern ließ. Sie sitzt am anderen Ende des Zimmers auf einer Matte, auf der noch die Gerätschaften zum Zerstoßen des Korns liegen. Als die mit Wasser und etwas rohem Brot vom Vortag vermischte und zu unterschiedlichen Formen gekneteten Laibe von ihr in die heiße Asche gelegt werden, tritt Neferit mit schnell gehendem Atem wieder in das Zimmer ein und kommt auf mich zu. Ich habe nur noch Augen für sie. Meine Blicke wandern über ihr Gesicht. Die großen, wunderschönen Augen werden durch lange Wimpern umrahmt. Die Augen widerspiegeln am stärksten ihre Gemütsstimmung. Zum einen zeigen sie deutlich die Freude, die sie dabei empfindet, mich zu versorgen und zu verwöhnen. Zum anderen wird ihre Schüchternheit durch die fast geschlossenen Lider und den gesenkten Blick offenbar, wenn sie mit mir spricht. Sie versucht einem direkten Augenkontakt zwischen uns auszuweichen.

Ein Gefühl von krabbelnden Ameisen breitet sich in meinem Bauch aus. Ihre Unterlippe ist kaum zu erkennen, weil sie darauf vor lauter Nervosität unentwegt mit den Zähnen nagt. Bei jedem Lächeln, dass sie

trotz großer Anstrengungen, nicht zu verbergen vermag, wendet sie ihren Kopf von mir ab.

„Trinke etwas. Ich habe für dich auch etwas Brot mitgebracht“, spricht mich Neferit leise während meiner abtastenden Blicke an.

Meine offenen Betrachtungen haben sie beschämt. Sie neigt ihren Kopf so tief, dass ich ihr nicht mehr ins Gesicht sehen kann. Meinen Wunsch, ihr übers lange, schwarze Haar zu streichen, kann ich nur mit Mühe zurückhalten. Was ist mit mir los? Ich darf die Regeln des Anstands nicht vergessen. Ich befinde mich in einem fremden Haus und genieße die Gastfreundschaft der Bewohner.

So setze ich mich auf und richte meinen Blick auf die mir dargebotenen Speisen. Die verursachen sofort ein Gefühl der Übelkeit in meiner Magengegend. Schließlich habe ich seit längerer Zeit nichts Festes zu mir genommen. Ich schließe meine Augen. Neferit muss die Situation im letzten Moment erfasst haben. Sie fängt mich beim Fall zur Seite auf. Ich bemerke kaum, wie sie mich sanft auf die Matte zurücklegt.

Der Drang mich zu versorgen ist bei Neferit größer, als die ihr anerzogene Zurückhaltung, die sie gegenüber fremden Männern aufzeigen sollte. Sie ergreift wieder das feuchte Tuch. Ich schlage meine Augen überrascht auf. Ihr und mein Lächeln treffen sich. Einen kurzen Moment kosten wir beide diese unschuldige Dankbarkeit der Hilfe und des Helfens aus. Sie tupft verträumt meine Stirn ab.

Mehr als die durch das frische Wasser verursachte Kühlung, durchströmt mich am ganzen Körper ein noch angenehmeres Gefühl. Sie sieht nett aus. Ich schätze sie auf ein süßes Alter von sechzehn Jahren. Es verwundert mich, dass sie noch nicht dem Haushalt eines Mannes übergeben wurde.

Ihr glänzendes Haar wird durch einen schmalen Leinenstreifen an der Stirn zusammengehalten. Meine Augen untersuchen ihren Körper ungehemmt. Ihre nackten Schultern und ihre unter dem Leinenstoff sich deutlich abzeichnenden kleinen, rundlichen Brüste lassen mein Interesse weiter wachsen. Ihre Bewegungen sind so natürlich und lebhaft, wie die eines jungen Kätzchens.

Ich habe schon ein Weile ihr Äußeres gemustert. Ihr Lächeln ist einnehmend und wirft um die Augenwinkel sympathische winzige Falten. Wenn sie spricht, werden ihre Augen lebendig. Dabei ist sie weder kokett noch abweisend, eben völlig unschuldig. Ihr Mund ist eher kleiner im Vergleich zu ihrer großen, aber schönen Nase. Dieser

Umstand ist der schönen Erscheinung in keiner Weise abträglich, sondern macht sie interessant. Ihr kindlich, unschuldiges Lächeln verführt mich dazu ihre Hand zu ergreifen und zärtlich mit meinem Daumen über ihren Handrücken zu streicheln.

Der Zauber ist gebrochen. Überrascht blickt mich Neferit an. Ihr Lächeln erstirbt und sie verlässt überstürzt das Haus. Meine Gedanken bleiben jedoch bei ihr. "Neferit", der Name klingt so süß und glückverheißend. Doch aus ihrer Reaktion muss ich schließen, dass ich ihr Verhalten vollkommen falsch gedeutet habe. Meine Gefühle sind stärker als mein Verstand. Mein Verhalten kommt mir peinlich vor. Was wird Neferit von mir jetzt denken?

Ich verjage die Gedanken an Neferit und denke darüber nach, wo ich mich befinde und wie ich hier herkam. Ich kann mich an nichts Zusammenhängendes erinnern. Das Schlimmste ist, dass ich nicht mehr weiß, wer ich bin und wie ich heiße.

Das Aufrichten meines Körpers verursacht starke Kopfschmerzen. Vorsichtig untersuche ich meinen Kopf. Ein Wunde ist mit hartem Schorf überzogen. Ich habe diese Verletzung erwartet, kann mich jedoch nicht erinnern, wie ich sie mir zugezogen habe. Oder hat ein Kampf stattgefunden? Die Kopfschmerzen nehmen zu.

Ich versuche nochmals aufzustehen, muss mich jedoch sofort wieder auf das Bett fallen lassen, da mich Schwindelgefühle taumeln lassen. Langsameres Aufstehen lässt mich, wenn auch noch etwas wacklig, auf den Beinen halten. Als Neferits Mutter meine Anstrengungen bemerkt, lässt sie sofort ihre Arbeit liegen und eilt noch rechtzeitig zu mir, um erneut die Gefahr eines Sturzes abzufangen. Ich lasse mich auf mein Lager zurückbringen und schlafe erschöpft ein.

Am Abend sitzt die Familie beisammen. Aus einer Schüssel fischen sie mit den Fingern nach zerkleinertem Gemüse. Dazu gibt es Bier und das frisch gebackene Brot. Durch das wohlriechende Brot kommt auch bei mir Hunger auf. Mit gesenktem Kopf sitzt Neferit am Tisch und reibt sich die Tränen von den Wangen. Was ist geschehen? Ich lausche dem Tischgespräch.

"Vater, ich bitte dich. Ich liebe ihn doch gar nicht und ich ..." Neferit kann vor Traurigkeit kaum sprechen.

Die Worte vom Vater schneiden ihren Satz ab. "Ich habe mich entschieden und dulde keinen Widerspruch." Sein Gesicht färbt sich vom aufsteigenden Blut tiefrot.

In völliger Stille gehüllt und mit gesenkten Köpfen, nehmen die Eltern und Neferit ihre Mahlzeit weiter ein. Jedem ist die Anspannung anzusehen. Der Vater ist wütend und enttäuscht. Die Mutter zeigt Unverständnis, da sie der Situation nicht gewachsen ist. Sie versteht weder den Zorn ihres Gatten, noch den Widerspruch ihrer Tochter. Neferit kann nur mit Mühe einen heftigeren Ausbruch ihrer Verzweiflung unterdrücken. Sie kämpft mit ihren Gefühlen. Ein Tropfen dürfte genügen, um den bis zum Rand gefüllten Krug zum Überlaufen zu bringen. Ein Strom von Tränen würde dann aus ihr hervorsprudeln. Ich erwarte jeden Augenblick das Neferits Mutter ihre Tochter in die Arme schließt. Sie tut es nicht. Das würde einen offenen Angriff gegen die Autorität des Hausherrn bedeuten. Jeder fügt sich in die ihm zugewiesene Rolle.

"Unser Gast ist erwacht." Die Worte der älteren Frau lassen alle Augen auf mich richten und die angespannte Atmosphäre in den Hintergrund drängen.

Die ernste, tief brummende Stimme des Vaters bittet mich an der Abendmahlzeit teilzunehmen.

"Versuche aufzustehen und mache uns die Freude, das Wenige, das wir haben, mit dir zu teilen".

Seine eben noch gezeigte Strenge ist in Freundlichkeit verwandelt. Einem Fremden steht es nicht zu, in familiäre Angelegenheiten zu blicken.

Mühsam erhebe ich mich und stelle erfreut fest, dass sich die Schwindelanfälle nicht mehr einstellen. Zwar schwanke ich noch etwas beim Gehen, aber es gelingt mir unbeschadet den Hocker zu erreichen, den mir die Alte zuteilt. Erleichtert setze ich mich darauf. Es sind nur drei Sitzgelegenheiten vorhanden. Mir ist es unangenehm, dass ich die Gewohnheiten der Familie störe. Die Frau ergreift zwei leere Krüge und verlässt die Hütte.

Mit Appetit esse ich vom frischen Brot und genieße das warme Bier. Die warme Suppe mit Zwiebeln, Kichererbsen und kleinen Fischstückchen belebt meine Sinne. Über dem Mahl liegt weiterhin eine schwere Bedrückung. Ich fische ein Stück Gemüse aus dem Eintopf, ohne recht

zu wissen, was ich sagen soll. Erst nach geraumer Zeit unterbricht Neferits Vater die Stille.

"Verzeihe junger Herr, aber erlaube mir zu fragen, wo du herkommst und welche Geschäfte dich in unser Dorf führen?" Auf eine Antwort wartend unterbricht er die Mahlzeit und schaut mich erwartungsvoll an.

Wie gerne würde ich ihm die Wahrheit erwidern. Doch die Antworten auf diese Fragen quälen auch mich, ohne dass mir Erinnerungen helfen wollen.

"Ich weiß es nicht genau. Das Wissen über meine Vergangenheit muss ich bei meinem Unfall verloren haben. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass ich ein Bad genommen habe und dann ..." Ich versuche mich zu konzentrieren, doch die als kleine Mosaiksteinchen auftauchenden Erinnerungen verschwinden hinter einer undurchdringlichen Nebelwand. Ich bin mir nicht sicher, ob die letzte Erinnerung ein Bad oder eine Bootsfahrt, mit anschließendem Aufeinandertreffen mit dem Schlangengott, ist. Was entspringt davon Geschehenem und was Fiberträumen? Ungläubig schauen mich drei Augenpaare an.

„Leider weiß ich nicht mehr.“ Ich zucke mit den Schultern. „Der Schlag auf mein Kopf muss mein Gedächtnis getrübt haben.“

Ich kann aufgrund meiner Unsicherheit den Unverständnis ausdrückenden Augen des Mannes nicht länger widerstehen und senke meinen Kopf. An meinem Brot kauend quäle ich ohne Erfolg meinen Geist.

Mit einem „Das wird schon wieder. Erhole dich noch ein wenig, dann wird sich alles geben“, ist die kurze Unterhaltung beendet.

Stumm setzen meine Gastgeber und ich die Mahlzeit fort und ohne, dass noch einmal ein Wort gewechselt wird, erheben sie sich und verlassen mit eiligen Schritten den Raum, um möglichst schnell der angespannten Atmosphäre entfliehen zu können. Eine Flucht aus dem Raum des Streits zwischen Vater und Tochter und der unverständlichen Antworten von mir, soll einer Flucht vor der Ursache des Übels gleich kommen.

Nun, wo ich allein in der Hütte bin und mich auf meine Liege ausstrecke, wird mir bewusst, dass ich es nicht mehr gewagt habe, in die Augen von Neferit zu blicken. War es ein Schuldgefühl oder Scham, die mich davon abhielten? Bei dem Gedanken an sie, setzt ein mulmiges, aber auch prickelndes Gefühl in meinem Magen ein. Ich schließe die Augen. Vor mir sehe ich ihr zartes Gesicht. Die lieblichen zartroten Lippen formen

sich zu einem strahlenden Lächeln. An meinem Ohr höre ich mit zarter Stimme die Worte: "Schläfst du schon?"

Überrascht öffne ich die Augen und sehe Neferit, die sich dicht über mein Gesicht beugt, so dass unsere Augen nur handbreit voneinander entfernt sind. In meinen Gedanken berühren meine Lippen die ihren.

Bernsteinfarbene Augen schauen mich traurig an. Eine Träne rollt über ihre Wange, löst sich von ihrem Gesicht und tropft auf meine Lippen. Die Träne schmeckt salzig warm. Schnell wischt sie ihre Augen mit den Händen trocken.

"Neferit, warum bist du hier? Dein Vater wird böse werden, wenn er davon erfährt." Kaum gesagt, ärgere ich mich schon über meine dummen Worte.

Erschreckt zieht Neferit ihren Kopf zurück. Mit der ungewollt ausgesprochenen Drohung, ist die für einen Bruchteil eines Augenblicks zwischen uns schwebende Anziehungskraft zerstört.

"Ich bitte dich, meinen Vater nichts davon zu erzählen. Ich kann mit niemanden darüber reden. Keiner möchte mir zuhören. Aber ich ..."

Schluchzen unterbricht ihren Satz. Die Tränen fließen wieder aus ihren großen Augen und lassen ihr Gesicht im Mondlicht glitzern, welches durch das winzige Fenster scheint. Zart wische ich die Tränen mit meiner Hand von ihrer Haut. Die Berührung beruhigt Neferit. Sie schließt ihre Augen und genießt das Ungewohnte.

"Neferit ich möchte dir gern helfen, wenn ich es kann." Doch kann ich ihr überhaupt helfen? Ich bin für die Familie ein Fremder. Der Vater bestimmt seit je her über das Schicksal der Tochter. Wie und warum sollte ich an diesem Recht rütteln? Neferit scheint keinen Ausweg zu sehen. Da kommt ihr ein Fremder gerade recht. Sie hofft, er ist vielleicht von den Göttern gesandt, um ihr das kaum noch für möglich gehaltene Glück zu bringen. Ich darf sie nicht bei diesen Träumereien bestärken, auch wenn die Versuchung groß ist.

"Ich möchte am liebsten fliehen, weiß aber natürlich nicht wie und wohin", teilt mir Neferit ihr Leid bekümmert mit. „Es ist alles so schrecklich. Als ich dich am Fluss gefunden habe, saß auf deiner Schulter ein Ibis und schien dich zu schützen und vor jeglichem Unheil zu bewahren. Ich wünsche mir nichts lieber, als den gleichen Schutz vor dem Bevorstehenden zu erhalten. Mein Vater hat die Hochzeit mit Paheri schon vor Jahren festgelegt“, sprudelt es weiter ungehemmt aus ihr heraus. „Er ist Kapitän eines Schiffes. Vater erhofft sich dadurch eine

gesicherte Zukunft für mich. Paheri ist jedoch sehr roh und hat mir noch kein einziges liebes Wort gesagt. Ich habe schreckliche Angst." Ein heftiger Gefühlsausbruch verhindert das weitere Sprechen.

"Neferit, bist du dir sicher, dass deine Ängste begründet sind?"

In dem Moment, als ich die Worte ausspreche, bereue ich sie auch schon. Entsetzt schaut mich Neferit an. Der dünne Faden unserer Vertrautheit ist kurz vor dem Zerreißen.

„Ich weiß noch nicht wie, aber ich verspreche dir, dass ich im Rahmen der mir zur Verfügung stehenden Möglichkeiten helfen werde." Mit diesem Versprechen versuche ich sie zu beruhigen. Mir ist klar, ich mache ihr damit Hoffnungen, die ich nicht erfüllen kann.

Es quälen mich Gedanken, wie ich ihr helfen soll, wo ich doch selbst nicht weiß, was ich als nächstes unternehme. Das Versprechen kommt mir wie Ausflüchte vor, da ich meine Hilflosigkeit nicht eingestehen möchte.

„Lass uns in Ruhe darüber nachdenken", besänftige ich sie. Die Worte verfehlen ihre erhoffte Wirkung nicht.

Sie lehnt sich an meine Schulter. Zärtliches Streicheln ihres glatten, wohlduftenden Haares beruhigt sie langsam und lässt sie in meinen Armen einschlafen. Behutsam wiege ich sie einige Zeit. Dann lege ich sie auf mein Ruhelager nieder und genieße die Nacht unter freiem Himmel beim Anblick des Mondes, dem Auge des Himmels. Immer wieder muss ich an die Geschehnisse des vergangenen Tages denken. Eine riesige Welle von Ereignissen ist über mich hinweggerollt. Sie haben mich hin- und hergeworfen. Nun weiß ich nicht mehr, woher ich kam, wohin ich wollte und was mein Ziel ist.

Erst tief in der Nacht bin ich, an der Hauswand gelehnt, eingeschlafen und irgendwann am Morgen, als Neferit schon fort war, zu meiner Liege geschlichen. Das Tuch ist noch warm, als ich mich damit zudecke.

Am nächsten Tag ist es während der morgendlichen Mahlzeit noch ruhiger als am Vorabend. Neferit und ihr Vater haben das Haus bereits verlassen. Neferits Mutter bleibt es damit überlassen, mir Gesellschaft zu leisten.

"Ich glaube, du fühlst dich schon wieder sehr gesund."

Spielt Neferits Mutter damit auf etwas an? Hat sie etwas von Neferits nächtlichen Besuch mitbekommen? Ich brauche mir keine Vorwürfe zu machen, da ich keinen Regelverstoß gegen Anstand und Recht begangen

habe. Meine Gedanken wird sie wohl kaum lesen können. Könnte sie diese ergründen, dürfte es einiges geben, das Anstoß erregt.

„Mein Mann hält die Zeit für gekommen, dass du uns für unsere Gastfreundschaft dankst.“ Das ist deutlich genug. Es liegt kein Vorwurf in der Stimme, und trotzdem ist es mir, als habe ich einen gut gezielten Hieb zwischen die Schulterblätter erhalten. Ich merke, wie sie nach weiteren Worten ringt, um mich schnellstmöglich, aber doch höflich, aus dem Haus zu bekommen.

„Für eure Gastfreundschaft und insbesondere für die mir zuteil gewordene Pflege bedanke ich mich von Herzen.“ Auch ich suche fieberhaft nach Worten. Wie denkt sie wohl über mich. Es ist mir peinlich, wenn ich den Eindruck erweckt haben sollte, dass ich ihre Tochter verführen möchte. Nicht, ich habe sie gelockt, sondern sie fühlt Sehnsucht nach einem Vertrauten, der sie versteht. Sie sucht nach Verständnis, welches ihr normalerweise die Mutter geben sollte.

„Es ist für mich an der Zeit, dass ich wieder meinen Geschäften nachgehe. Ich werde daher noch heute abreisen müssen.“ Ich erhebe mich. Mir ist die Situation sehr unangenehm. Schnell möchte ich der Anspannung entfliehen.

Ihre Hände ergreifend, bedanke ich mich noch einmal für alles, was sie für mich getan hat. Sie fragt glücklicherweise nicht, was für Geschäfte ich meine. Es war nur eine Verlegenheitsausrede. Mir ist noch völlig unklar, wohin ich gehen soll.

Einer kleinen Wandnische entnimmt sie ein Päckchen und reicht es mir. Das in grobes Leinen Gehüllte fühlt sich hart und schwer an.

„Als wir dich gefunden hatten, lag dieses Bündel bei dir ...“

Dann greift sie noch einmal in die Öffnung und hält einen zusammengrollten Papyrus in den Händen. Es ist mit einer Schnur umwickelt und einem Wachssiegel verschlossen. Das Siegel scheint unversehrt.

„ ... und diese Schriftrolle. Wir wünschen dir Gesundheit und Wohlergehen.“

Mit den letzten Worten wendet sie sich von mir ab, ergreift zwei Wassereimer und geht aus dem Haus. Kurz dreht sie sich noch einmal um.

"Bitte vergiss Neferit. Du machst es ihr nur noch schwerer." Sie hat also sehr genau mitbekommen, welche Vertrauensseligkeit sich zwischen Neferit und mir aufzubauen begann.

Dann ist sie fort und ich bin allein. Ich habe kein Reisegepäck, so dass meinem sofortigen Aufbruch nichts im Wege steht. Ich gehe, ohne dass ich von Neferit Abschied nehmen kann.

Das Dorf besteht aus einer Vielzahl von kleinen Lehmhäusern, die sich alle ähneln. Sie ducken sich zwischen Wüste und Fluss. Nicht das Aussehen war für ihr Entstehen bestimmend, sondern der Zweck, den sie erfüllen sollen. Sie dienen der Unterbringung der Landleute, des Viehs, der Vorräte und als Ruhelager und Spender von Kühle.

Jedes vom Flussschlamm überspülte Stück Ackerland wird genutzt. Sind es auch nur wenige Aruren, so ermöglichen sie doch den Dorfbewohnern ihr Auskommen und leisten einen Beitrag für den Wohlstand des Adels und des Per-aa, möge er ewig leben. Der Weg am Fluss zieht sich dort, wo er ins Dorf hinein- und wieder hinausführt, gefällig unter Schatten spendenden Palmen dahin.

Unter einem Baum setze ich mich nieder und wickle das Leinenbündel aus. Kaum, dass ich eine Ecke aufgeschlagen habe, blendet mich der Inhalt. Es sind mehrere Deben Kupfer und Silber. Warum führte ich so leichtsinnig dieses kleine Vermögen mit mir? Schnell schlage ich das Leinen über den kleinen Schatz. Ich schaue nervös um mich herum, ob ich unbeobachtet bin.

Nach einiger Zeit des Herumirrens, beschließe ich, in einer Gaststube bei etwas Bier Trost zu suchen und über meine weiteren Schritte nachzudenken. Bierdunst und laute Stimmen schlagen mir entgegen, als ich durch die Tür trete. Das hintere Ende des Raumes ist hüfthoch mit Bierkrügen vollgestopft. Schilfmatten bedecken den festgestampften Boden. Die stickige Luft des Vorabends hängt noch schwer im Raum. Ein säuerlicher Geruch von Bier und Schweiß schlägt mir entgegen. Der Schankraum ist noch fast leer. Nur ein paar diebisch aussehende Kreaturen lungern in einer Ecke. Kaum das sie mich erblicken, wird es still, wie immer, wenn Fremde sich an einen derartigen Ort begeben.

Der Wirt, ein dicker, grauhaariger Mann, der sicherlich schon auf die Sechzig zugeht, räumt mit geübten Handgriffen die Schüsseln und Becher von den Tischen, an denen Gäste gesessen haben. Mit einem Lappen fegt er Brotkrümel auf den Boden. Plötzlich hält er in seiner Tätigkeit inne. Er wischt seine Finger an der Kleidung ab.

Unaufgefordert stellt er einen Krug Bier und eine Trinkschale auf den Tisch, neben dem ich immer noch bewegungslos ausharre. Der Wirt

nimmt von meinem merkwürdigen Verhalten keine Notiz. Zu mindestens zeigt er sie nicht. Mit schlürfenden Schritten geht er seiner Tätigkeit nach.

Ich nehme auf dem niedrigen und etwas wackligen Schemel Platz. Der Tisch ist mit einem Spielbrett bemalt, für den Fall, dass jemand während des Trinkens ein Spielchen wagen möchte. Nach einigen geleerten Schalen beginne ich, den eigentlichen Anlass meines Gasthausbesuches langsam zu verdrängen. Dafür entbrennt in mir eine Neugierde, was sich möglicherweise weiteres im Leinenpaket befindet. Freudig stelle ich fest, dass tatsächlich mehrere Deben darin liegen, dazu ein kleines Amulett, welches nicht sehr wertvoll zu sein scheint. Um nicht neidische und diebische Blicke auf mich zu lenken, wickle ich mein kostbares Hab und Gut schnell wieder ein, in der Hoffnung, dass dessen Inhalt unbemerkt geblieben ist.

Zehn Tage halte ich mich schon im Gasthaus auf. Der eintönige Tagesablauf, bestehend aus schlafen und der übermäßigen Einnahme von billigem Bier, wird nur durch einen einzigen Versuch, Neferit wiederzusehen, unterbrochen. Möglichst unauffällig versuche ich mich, dem Haus zu nähern. Mehrere Stunden harre ich in einem Abstand vom Haus aus, der mich unbemerkt lässt. Das sehnsuchtsvoll erwünschte, liebliche Geschöpf kann ich jedoch nicht erblicken. In tiefster Melancholie verfallen, versinke ich von Tag zu Tag in zunehmenderer Trunkenheit.

„Darf ich mich zu dir setzen?“, spricht mich eines Tages ein noch sehr junges Mädchen an und nimmt, ohne eine Antwort abzuwarten, neben mir Platz. Trotz ihres jungen Aussehens macht sie schon einen sehr lebensgewandten Eindruck. Bisher habe ich jeglichen Kontakt mit den anderen Menschen im Gasthaus gemieden. Deren Welt kommt mir fremd vor. Mit der Zeit wurde ich nicht mehr belästigt und irgendwann auch nicht mehr wahrgenommen.

Das Spüren des warmen Körpers an meiner Seite und die von drei Krügen Bier verscheuchten Hemmungen lässt Hitze in mir aufsteigen. Ihre Hüften sind rund, ihre Brüste wohlgeformt. Die Schenkel zeichnen sich verführerisch unter dem dünnen, eng anliegenden Stoff ab. Eine Frau wie diese muss bei Männern Begehrlichkeiten wecken. Ungestört lässt sie die Blicke über ihren Körper wandern. Meine Unsicherheit, wie

ich mit dieser Situation umgehen soll, wird von ihrer Erfahrung und ihrem Tun überspielt.

"Möchtest du mir nichts zu trinken anbieten?" Eine süßes Lächeln umspielt ihren Mund. Sie ist nicht direkt schön zu nennen. Ihr Gesicht ist zu lang. Ihre Nasenflügel jedoch sind anmutig geformt, ihre Augen beinahe schwarz, die Stimme sehr melodisch.

Diesen Versuch, sich auf meine Kosten zu nähren und zu amüsieren, bin ich in den vergangenen Tagen immer mit barschen Reaktionen ausgewichen. Ich möchte mit meinen Gedanken allein sein. Das aufgesetzte Lächeln, des nicht mehr unschuldigen Mädchens, und der Anblick ihres wohl geformten Körpers, der nur unwesentlich verhüllt ist, lassen meinen Blick nicht von ihr los. Unter ihrem dünnen Leinenkleid zeichnen sich deutlich ihre rosigen Knospen ab. Die Brüste heben und senken sich, als sie sich ungebeten, da sie außer einem verwunderten Blick keine Zustimmung aber auch keine Ablehnung erhält, von meinem Bier bedient und einen tiefen Zug direkt aus dem Krug nimmt. Mit ihrer Zunge leckt sie verführerisch das Bier von ihrem Mund. Ihre vollen Lippen glänzen. Ihre Zunge lockt unmissverständlich.

„Das tut gut“, schelmisch schaut sie mich an.

Selbst immer noch erstarrt, lässt sie während eines weiteren Schluckes aus dem fast geleerten Krug ihre Hand über mein Knie zum Zentrum meiner Lust gleiten. Sie entlockt mir dabei ungewollt einen lustvollen Seufzer. Hinter meinem Ohr streichelnd hält sie mein aufgerichtetes Gemächt mit der anderen Hand fest gedrückt. Kurz vergesse ich, wo wir uns befinden und schließe genießend meine Augen. Ihr Spiel mit der Hand steigert meine Lust ins Unkontrollierbare. Augenblicklich wird mir aber wieder bewusst, dass wir uns noch immer in der Gaststube befinden. Unruhig lasse ich meine Blicke im Raum umherstreifen. Um uns herum wird gescherzt, gelacht, getrunken und laut gegrölt. Hier und da ist das laute Quietschen von unzüchtig berührten Frauen zu vernehmen. Unsere Spielereien werden von niemanden verfolgt, geschweige denn, dass sie Anstoß erregen.

Sie packt mich am Kinn und zieht mein Gesicht zu ihr. Ehe ich reagieren kann, pressen sich ihre Lippen auf meine und ihre Zunge sucht sich ihren Weg in meinen Mund.

Das Mädchen ergreift meine Hand. Den Grund meiner Unsicherheit erfassend, steht sie auf und zieht mich mit den Worten: "Komm, wir

gehen nach oben" aus dem Schankraum. Ich gebe mich dem Strudel der Gefühle willenlos hin.

Der Kopf dröhnt mir. Das Sonnenlicht brennt in meinen Augen. Nur mühsam kann ich mich erheben. Ein erfrischendes Bad am Brunnen im Innenhof des Gasthauses macht meinen Kopf wieder einigermaßen klar.

"Jetzt noch ein üppiges Frühstück, dann wird es mir wieder besser gehen", rede ich zu mir selbst und kleide mich in meiner Kammer wieder an. Erstaunt fällt mein Blick auf mein Leinentuch, in dem ich die Deben Kupfer und Silber aufbewahrt habe. Es liegt zerknüllt auf dem Boden. Etwas weiter davon entfernt liegt das Papyrus. Von Panik ergriffen, durchsuche ich das ganze Zimmer nach dem Geld, doch kann ich nichts mehr finden.

Jetzt fällt mir auch wieder der gestrige Abend ein. Das Mädchen, wo ist es?

Die Stufen in den Gastraum herunterstürzend rufe ich laut: "Wirt, wo ist das Mädchen, das gestern Abend bei mir saß?"

Ich muss einen verrückten Anblick bieten. Mein Haar steht wüst von meinem Kopf ab. Ich habe mir nicht die Mühe gemacht meine Nacktheit zu verbergen.

Die Erwiderung "Das Mädchen gehörte nicht zur Gaststube, sie war hier Gast seit zwei Tagen und ist heute schon sehr früh weiter gereist.", lässt Angst in mir aufsteigen. Mein Zimmer und meine Mahlzeiten sind noch nicht vollständig bezahlt. Mir wird mit Entsetzen bewusst, dass mir mein Weniges, dass ich besessen habe, geraubt wurde. Ich versuche mich wieder unter Kontrolle zu bekommen und gehe mit dem Versuch, meine Gedanken zu ordnen, auf mein Zimmer zurück. Die Rufe des Schankwirtes begleiten meinen Weg. „Sie ist wie eine Frau im Freudenhaus. Offen für alle, die hineinwollen.“ Die weiteren Worte gehen im Gelächter der vom Vorabend übriggebliebenen Gäste unter.

Hilflos werfe ich mich auf meine Liege.

Erinnerungen über die kleinen Götter plagen mich. Die kleinen Götter tragen Masken. Man hält sie für harmlos wie den alten Bes. Ein bisschen Spaß, ein bisschen von dem, was du begehrt. Völlig harmlos. Und plötzlich starren sie dich mit Dämonenfratzen an, mit dem Antlitz eines Herzensfressers, und dann ist es zu spät. Das kann dir mit jedem der kleinen Götter passieren - den Göttern des Weins, des Spiels, der Lust.

Mit meiner verbliebenen Habe unter dem Arm stehle ich mich wie ein Dieb aus dem Gasthaus, ohne noch einmal mit dem Wirt Worte zu wechseln. Wozu auch? Ohne Geld kann ich von ihm kein Entgegenkommen erwarten. Zu Neferit kann ich auch nicht zurück. Was könnte ich ihr erzählen? Vor dem Anwesen werde ich von dem Gelächter drei kleiner Jungen begrüßt, die Froschhüpfen spielen. Den restlichen Tag verbringe ich noch herumlungern in den engen Gassen zwischen den Bauernhütten.

An einer verfallenen Mauer sitzend halte ich mit gesenktem Blick meinen Kopf in den Händen und versuche ohne Erfolg Pläne zu schmieden. Rufe lassen mich aufschrecken. Soldaten hasten mit schnellen Schritten durch die Gasse auf mich zu. Gerade noch rechtzeitig wird mir bewusst, welches Ansinnen sie haben könnten.

Von Panik gepackt, springe ich auf und renne, so schnell ich kann, durch die engen Straßen und verwinkelten Gassen. Die Häuser habe ich schon lange hinter mir gelassen, trotzdem renne ich immer noch, als sei der Tod hinter mir her. Meine Füße versinken bis zu den Knöcheln im warmen Sand. Das angestrengte Keuchen wird immer lauter, ein sich beschleunigendes, vorwärts drängendes Luftsaugen, ein immer engeres Aneinanderrücken vom Einatmen und Ausblasen der Luft.

Ich bündle meine Kräfte und verwende sie allein darauf einen Fuß vor den anderen zu setzen, den Rhythmus meiner stetigen Schritte niemals zu unterbrechen.

Ich sehe die Sonne nicht untergehen, spüre die Hitze nicht schwinden, starre stur auf den Boden und meine Füße hinab. Erst als meine Kräfte gänzlich aufgebraucht sind, drehe ich mich um. Von meinen Verfolgern ist nichts mehr zu sehen. Das Atmen fällt mir schwer, und ich keuche, als wäre meine Kehle zu eng geworden, um Luft hindurch zu lassen. Mühsam überquere ich eine flache Düne und stoße mit dem Zeh gegen einen im Sand verborgenen Stein. Fluchend und erschöpft sinke ich zu Boden. Mein Mund ist trocken, die Haut sandig und ausgetrocknet.

Ich weiß nicht, wie lange ich gelaufen bin. Es kommt mir wie Stunden vor. Aber ich kann mich täuschen, denn Erschöpfung und Furcht lassen die Zeit oft länger erscheinen.